



ern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brigen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generaloberen.

Heft 5

Mai 1933.

XXXVI. Jahrgang.

Meine Missionswanderungen.

Von P. Josef Musar.

Als ich im Dezember 1927 von Barber-ton, wo ich seit zwei Jahren wirkte, nach Lydenburg kam, um den Loreto-schwestern Exerzitien zu geben, sagte am Schlusse derselben der Hochwürdigste Apostolische Prä-jekt zu mir: „Würden Sie nicht so gut sein und die Wanderseelsorge übernehmen? Ich möchte nämlich den größten Teil davon einem einzigen Vater übergeben, damit die Katholiken, die keinen Priester haben, regel-mäßig besucht werden.“ Ich muß gestehen, daß ich diese Arbeit gar nicht besonders gern übernahm, da ich teilweise schon aus eigener Erfahrung wußte, daß es keine Kleinigkeit ist, wochenlang herumzuziehen, wenig Freun-den, aber viel Enttäuschungen zu erleben. Doch ein Missionär darf vor Schwierigkeiten nicht zurückschrecken. Und so habe ich ohne weiteres diese Aufgabe übernommen und mich gleich darangemacht, für meine zukünftigen Reisen mir einen Plan zurechtzulegen. Mit schlichten Worten will ich nun im fol-genden erzählen, wie es mir auf diesen Wanderungen ergangen ist.

1. Volksruft.

Vor mir liegt die Karte von Südafrika. Aber mich interessiert vorläufig nur jener Teil, dessen Grenzen ich mit einem roten Bleistift bezeichnet habe. Es ist die Prä-

jektur Lydenburg. Im Süden derselben ist eine Reihe von Ortschaften, die schon längere Zeit keinen katholischen Priester gesehen ha-ben. Dorthin will ich zuerst meine Schritte lenken. Nachdem ich alles, was ich zum Messe-lesen und Sakramentespenden benötigte, und außerdem noch einige Katechismen, Gebetbücher, Rosenkränze und ähnliche De-votionalien, auch etwas Wäsche in einen großen Koffer eingepackt habe, begeben sich auf die Reise. Ein Laienbruder bringt mich auf einem kleinen zweirädrigen Wagen, ge-zogen von zwei Maultieren, zum Bahnhof. Nach einer Viertelstunde setzt sich der Zug in Bewegung, und fort geht es durch Ebenen und Täler, an weithingestreckten Farmen, an langen Baumreihen, ausgedehnten Weideplätzen, an hohen Gebirgszügen und tiefen Abgründen vorbei. Nur langsam geht es voran, denn die Bahn steigt fortwährend, und daher braucht der Zug für die erste Strecke von 65 englischen Meilen eine Zeit von fünf Stunden. Gegen neun Uhr abends kommen wir nach Dullstrom, der höchst-gelegenen Eisenbahnstation von Transvaal.

In der Nähe der Station ist eine Blech-bude errichtet, wo Kaffee, Tee, Obst, Ziga-retten und ähnliches verkauft wird. Fast jeder Reisende steigt hier aus, um sich eine Schale Kaffee oder Tee zu gönnen. Das

tue auch ich, denn sonst bekomme ich kein Abendessen und ich muß noch die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag fahren, bevor ich mein Ziel erreiche. Nach einer Viertelstunde geht der Zug wieder weiter. Bald kommt ein Eisenbahnbediensteter und fragt mich, ob ich Bettzeug wolle, aber ich lehne es ab, weil es mir zu teuer schien und mein Geldbeutel zu mager war, um mir einen solchen Luxus zu gestatten. Ich strecke mich also aus, wie ich bin, und versuche zu schlafen. Aber schon bei der nächsten Station stiegen andere Reisende in mein Abteil und machten einen Lärm, daß an Schlaf gar nicht zu denken war. Erst nach Mitternacht wurde es etwas ruhiger, und so schliefe ich für kurze Zeit ein. Da aber die anderen drei Reisenden, die inzwischen wieder ausgestiegen waren, Tür und Fenster offen ließen, verköhlte ich mich ordentlich, so daß ich am nächsten Morgen von Schnupfen und Kopfschmerzen geplagt wurde. Ähnliches ist mir auch später oft begegnet, so daß ich nach drei oder vierwöchigem Reisen oft ganz verköhlt und elend wieder heim kam.

Gegen halb neun Uhr morgens langen wir in Germiston an. Dort muß ich aussteigen und warten, bis der Zug nach Volkskrust abgeht. Germiston ist eine Stadt von beiläufig 24.000 Einwohnern. In der Nähe sieht man gewaltige Hügel von weißem Sand und Schotter, die man bei der Goldgewinnung aus Tageslicht befördert hat. Die Stadt gehört nicht zur Präfektur Lydenburg, sondern zum Vikariat Transvaal (Johannesburg). Es sind dort gegen 900 Katholiken, die von einem Oblaten der Unbefleckten Empfängnis betreut werden. Eine schöne neue Kirche in romanischem Stil zeugt von der Opferwilligkeit der Katholiken.

Germiston ist ein wichtiger Verkehrspunkt. Von hier aus gehen die Eisenbahnlinien nach allen Richtungen Transvaals. Züge kommen und gehen fast alle fünf Minuten. Auf dem Bahnhof herrscht ein reges Leben. Man sieht da Leute der verschiedensten Nationen und Rassen: Europäer, Schwarze Südafrikas, Indier, selbst Japaner und Chinesen. Unter den Schwarzen sind besonders Basutos mit ihren verschiedenfarbigen Decken auffallend, die sie nach Art der Toga tragen. In einer Bücherverkaufsstelle steht

man allerlei Bücher, Zeitungen und Zeitschriften ausgestellt, viel Schund, aber auch empfehlenswerte Sachen. Was mich besonders freute, war, daß ich auch die beste katholische Zeitung Südafrikas, „The southern Cross“, vorfand.

Während ich auf dem Bahnhof auf und abging und dies und jenes beobachtete, kam ein Mann zu mir und fing an von seiner medizinischen Kunst zu erzählen, indem er behauptete, er könne eine gewisse Krankheit heilen, von der sonst kein Arzt etwas verstehe. Er habe schon viele Leute kuriert, welche von den Ärzten aufgegeben worden waren. Die Doktoren kennten ihn sehr gut und mehrere hätten ihn schon gebeten, ihnen das Rezept zu geben, aber er vertrate keinem sein Geheimnis. Er verlange nie etwas für seine Dienste, aber wenn man ihm etwas freiwillig gäbe, so nehme er es dankbar an. Ich gab nicht viel acht auf sein Geschwätz. Denn der Mann hatte offenbar zuviel Freundschaft mit der Falsche geschlossen, was auch der Geist verriet, der aus ihm roch. Übrigens hat er auch einen guten Gedanken ausgesprochen. Er sagte nämlich, es helfe doch alles nichts, wenn der Mensch nicht sich selbst kenne. Ob er aber sich selbst gekannt hat, bezweifle ich sehr.

Auch eine Gruppe von Studenten war da, die allerlei Vieder sangen und Scherze trieben. So packten drei von ihnen einen aus ihrer Mitte und legten ihn übers Knie, während ein anderer ihm eine Anzahl aufzählte. Bald darauf kam eine Katholikin zu mir, die mich sofort als katholischen Priester erkannte. In Südafrika tragen auch die nichtkatholischen Pastoren römisches Kollar, aber doch erkennen die Katholiken also bald ihren Priester. Die Frau erzählte mir, daß ihr Mann vor kurzem an der sogenannten Minenkrankheit gestorben sei. Fast jeder, der längere Zeit in den Goldgruben arbeitet, zieht sich diese Krankheit zu, gegen die man noch kein rechtes Mittel weiß. Der davon Betroffene muß sich damit umher schleppen, bis ihn der Tod erlöst. Doch versicherte mir jemand, daß es für einen solchen, der diese Krankheit noch nicht in einem hohen Maße besitzt, am besten sei, wenn er in eine Kohlengrube arbeiten gehe; da werde er mit der Zeit wieder besser; ihm sei es auch so ergangen, und er fühle sich von Jahr zu Jahr wohler.

Endlich kommt mein Zug herangepustet. Ich steige sofort ein und in fünf Minuten geht es weiter, zuerst an langen Häuserreihen, dann am schönen Germistonsee vorbei, in dessen Wassern zur heißen Sommerzeit Hunderte von Menschen Abkühlung suchen, an dessen Ufern andere Hunderte sich fröhlich tummeln. Dann macht die Bahn einen großen Bogen und schlägt eine südwestliche Richtung ein. Durch eine große Ebene fahren wir der Stadt Heidelberg zu.

Man sieht nicht viel. Große Weideplätze, auf denen Schafe, Rinder und Pferde grasen, hie und da ein Farmhaus, einzelne Reihen von Bäumen, manchmal eine armselige Negerhütte und sonst nichts. Um dreiviertel 12 Uhr sind wir in Heidelberg. Als ich beim Fenster hinausschaute, sah ich auf dem Bahnhof einen schwarzen protestantischen Pastor mit Kollar, aber barfuß dastehen. In seiner Hand hatte er einen langen Stock, an dessen oberem Ende sich ein Kreuz befand. Auch eine Schar anderer Neger war dort, die ebenfalls solche Kreuze hatten. Die verschiedenen Sekten sind sehr bemüht um die Eingeborenen und suchen möglichst bald einheimische Prediger heranzubilden, die oft selbst schlecht unterrichtet sind und insolgedessen auch die Schwarzen, die solchen Lehrern anvertraut sind. In Bal erreichen wir die Grenze unserer Präfektur. Es folgen Holmdene, Standerton, Kroondraai, Blatrand, Palmford, Sandspruit. Alle diese Orte will ich besuchen, aber darüber werde ich später berichten.

Ich fahre gleich nach Volksrust weiter, wo der Zug um halb sechs Uhr abends ankommt.

Als ich dort zum erstenmal ausstieg, kam ein junger Mann auf mich zu, dem ich brieflich meine Ankunft mitgeteilt hatte. Zugleich bot sich auch ein kleiner schwarzer Krauskopf an, meinen Koffer zu tragen. Aber mein Koffer schien mir zu schwer für den kleinen Kerl, allein er nahm ihn ohne weiteres, hob ihn auf den Kopf und trug ihn fort. Mein Begleiter führte mich in ein Privathaus, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde. Es wurde mir ein Zimmer als Wohnung angewiesen und ein größeres gezeigt, worin ich die heilige Messe lesen sollte. Ich erkundigte mich gleich, ob die Leute wüßten, daß morgen Gottesdienst sei, und ob sie auch über die Zeit und den Ort verständigt wären. Es wurde mir versichert, daß so ziemlich alle davon in Kenntnis gesetzt worden seien. Aus diesem Grunde, und weil es schon ziemlich spät und dunkel war, habe ich keine Besuche mehr gemacht, was ich späterhin freilich nicht mehr unterließ, da mich die Erfahrung gelehrt hatte, daß man die Leute möglichst vor dem Gottesdienst besuchen müsse, wenn man etwas ausrichten wolle. Ich nahm aber mein Notizbuch zur Hand, um mir die Namen der einzelnen Katholiken aufzuschreiben.

Schon am Vorabend richtete ich alles Nötige für den Gottesdienst her. Bei solchen Gelegenheiten darf man nicht wählerisch sein. Ein Tisch, ein Schrank, eine Kiste, selbst eine Nähmaschine muß im Notfall als Altar dienen. Darauf wird der Altarstein gelegt, darüber die Altartücher, ein Kreuzifix, zwei Kerzen und alles ist beisam-



Das berühmte, aus dem 14. Jahrhundert stammende Gnadenbild „Stern des Meeres“ in der Frauenkirche zu Maastricht in Holland (Atlantic).

men. Wenn es hoch hergeht, stellen die Leute noch ein Heiligenbild und ein paar Blumen darauf. Die Zeit für die heilige Messe war auf 8 Uhr festgesetzt. Um 7 Uhr bin ich schon bereit und warte auf die Leute. Aber niemand läßt sich noch blicken. Erst einige Minuten vor 8 Uhr kommen die ersten. Wir begrüßen uns, dann ziehe ich mich zurück mit der Bemerkung, daß ich nun bereit sei, die Beichten abzunehmen. Ich setze mich auf einen Stuhl und die Beichtenden knien sich neben mir auf den Boden. So höre ich Beicht, bis keiner mehr kommt. Hierauf gebe ich mit einem Glöcklein ein Zeichen, daß nun die heilige Handlung beginnen soll. Vor der heiligen Messe zähle ich noch einmal jene, die zum Tische des Herrn treten wollen, damit ich weiß, wie viele Hostien ich konsekrieren muß. Zelebrieren muß ich gewöhnlich ohne Ministranten, was wir in der Mission tun können. Nur selten gelingt es mir, einen Katholiken aufzutreiben, der ministrieren kann.

Während der heiligen Messe halte ich eine Ansprache in Form einer Christenlehre, weil mich die Erfahrung gelehrt hat, daß die Leute Katechismuswahrheiten am meisten benötigen und derartigen Vorträgen auch mit Interesse folgen. Doch, wenn ich dann die Zahl der Anwesenden überblicke, muß ich zu meinem Leidwesen sehen, daß viele nicht erschienen sind. Manche von ihnen sind wirklich verhindert, wie z. B. solche, die bei

der Regierung angestellt und zur bestimmten Zeit bei der Arbeit sein müssen. Andere waren zu faul, um zur rechten Zeit aufzustehen. Wieder andere sind mit der Zeit religiös gleichgültig geworden. Unwissenheit, schlechtes Beispiel,

das Lesen schlechter Bücher, der Verkehr mit Andersgläubigen usw., sind die Ursachen ihrer Gleichgültigkeit. Da braucht es viel Klugheit, Geduld und Gebet, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Soll ich ein Geschichtchen erzählen?“

„O ja, Mutter, o ja!“ jubelten die beiden.

„Vom Trimu, der die Menschen mit den Hütten verschlingt!“

„Und aussteht wie ein Leopard mit neun Schwänzen und kleine Mädchen stibitzt!“ neckte der Bruder.

„Es war einmal ein Mädchen, das immer brav und artig der Mutter half . . .“

„ . . . dann hieß es sicher nicht Dessalo!“ warf der böshafte Daringo dazwischen, worauf die Schwester ihm ein zweites Stück Bananenschale an den Kopf warf, das er diesmal aber geschickt mit der Hand abwehrte.

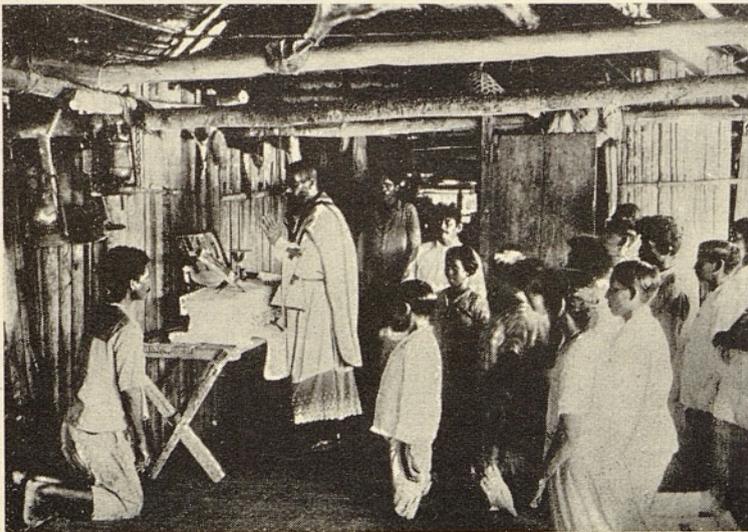
„Eines Tages ging das Mädchen Wasser holen. Da kam der Trimu und entführte das Mädchen, um sie zu seiner Frau zu machen.

Zimmer höher ging der Weg den Berg hinan. Endlich kamen sie an einen Felsen, der sich auf ein Wort des Trimu auflot. Dort hauste das Untier und verzehrte die Menschen, die es auf seinen Streifzügen erbeutet hatte. Seiner Frau aber gab er gemästete Schafe und Ziegen, damit sie recht fett werde, um sie später zu verspeisen. Da ihm aber die Bewohner des Dorfes nachstellten, fiel das Ungeheuer eines Nachts über sie her, und fraß alle Menschen und Tiere und das ganze Land. Nur die Mutter des entführten Mädchens entkam und ihr kleines Söhnchen, das sie auf dem Rücken trug . . .“

„ . . . Ist! Mutter!“ flüsterte Daringo dazwischen. „Sie schläft. Ich habe ihr eben die Banane aus der Hand genommen, und sie hat nichts gemerkt. Dessalo, Schwesterlein! Schau mal, was ich hier habe!“ stieß er sie an.

Dessalo schrak zusammen und schlug die

* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.



Eine Messe in den Urwäldern Brasiliens. — Italienische Kapuziner arbeiten als Missionäre unter den Indianern von Hoch-Solimoes in den Amazonasgebieten Brasiliens. Früher war dort der Kautschukgewinn die Quelle großen Reichtums und großen Verkehrs, heute in der Zeit der wirtschaftlichen Krise fristen nur noch wenige halbzivilisierte Stämme ihr Leben dort. Den Missionären bietet das meist unerforschte Land ein weites Feld nicht bloß für ihre apostolische Arbeit, sondern auch für Studien der verschiedensten Art.

Diese Holzschnitzereien bezeichnen die Stelle auf der zu Neu-Kaledonien gehörigen Viti-Levée, wo im Jahre 1848 zum erstenmal die hl. Messe für die Eingeborenen gefeiert wurde. Das Bistum Neu-Kaledonien mit einem Flächeninhalt von 18.000 qkm zählt über 25.000 Katholiken, die von Maristen-Patres betreut werden.



Augen auf. Alles lachte. Dann erzählte die Mutter weiter: „Der Knabe wuchs und wurde stark. Und die Mutter flößte ihm das Verlangen nach Rache ein. Als der Knabe mit seinem Bogen das erste Tier erlegt hatte, einen kleinen Sonnenvogel, sprach er: „Ich habe den Frimu getötet!“ und legte seine Beute stolz der Mutter zu Füßen. So erlegte er mit wachsenden Kräften immer größere Tiere bis zum Elefanten. Aber die Mutter belehrte ihn jedesmal, das sei noch nicht der Frimu. Da machte sich der Jüngling eine Unmenge Pfeile mit eisernen Spitzen und suchte den Frimu vor seinem Felsen auf. Verächtlich nannte das Ungeheuer die Pfeile, die schon seinen ganzen Leib spickten, Stechfliegen und kam näher, um den kühnen Schützen zu verschlingen. Da gelang der tödliche Schuß in den Kopf, und sterbend flehte der Frimu, ihm keine Haare auszureißen. Das tat aber der Held selbstverständlich, und mit jedem Haar kam ein Mensch oder ein Tier zum Vorschein, die das Ungeheuer gefressen hatte. Beim letzten Haar öffnete sich plötzlich der Felsen, und jubelnd stürzte das befreite Mädchen ihrem Bruder in die Arme.“ So schloß die Mutter und schaute sich plötzlich um, da sich jenseits der Hecke ein seltsames Knacken hören ließ.

„Gelt, Daringo“, fragte Dessalo schläfrig, „wenn der böse Frimu kommt und mich fressen will, dann wirfst du mich wieder befreien?“

„Freilich“, entgegnete Daringo und schaute seinem Schwesterlein lustig in die

schönen Augen. „Ich werde den Frimu mit Pfeilen spicken, bis er aussieht wie ein Igel und mir mein Schwesterlein wieder . . .“

Noch hatte Daringo das Wort nicht ausgesprochen, da krachte im Nachbarhof ein Schuß. Ein furchtbarer Lärm hob an.

Die Sklavenjäger hatten ihr Wild erreicht.

„Frimu, Frimu!“ schrie Dessalo entsetzt und klammerte sich an den Bruder. Die umstehenden Weiber hörten den Namen des grausigen Gespenstes, und eine wahnsinnige Todesangst befiel alle.

Da nützte kein Schreien und Wehren. Wohl griffen einige beherzte Frauen zu alten Lanzen und Beilen und Feuerscheiten, als erste Fumbos Frau. Einer Heldin gleich kämpfte sie für ihre Kinder. Da — ein Dolchstoß in den Rücken, und sie brach zusammen. Es war Muangas Dolch. Rasch riß der Zauberer die jammernden Kinder von der sterbenden Mutter, um sie aus dem Getümmel zu retten und draußen in Sicherheit zu bringen.

Die Araber waren bald Herren der Boma. Was sich gewehrt, lag niedergemetzelt auf Hof und Weg. Die wenigen Wachtposten und alten Krieger wurden erschlagen oder gebunden. Das Schwert der Araber hielt grausige Ernte. Muango warf noch schnell einige brennende Holzscheite in die umliegenden Hütten, und gierig leckten und züngelten die Flammen und Flämmchen an den trockenen Dächern empor. Dann ging es wieder nordwärts den Berg

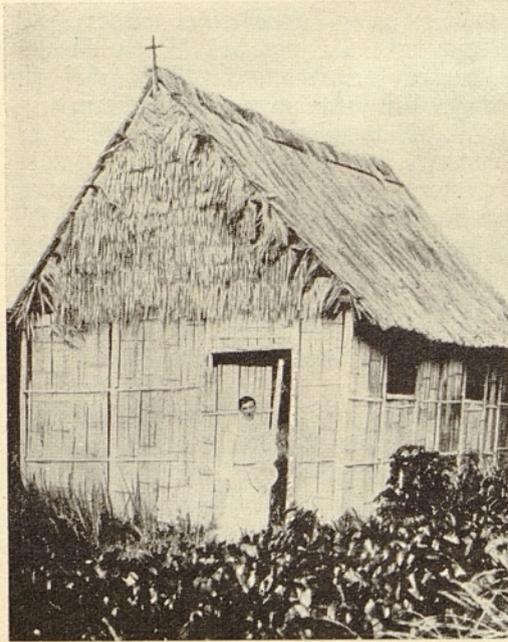
hinan. Lange Stricke am Hals, zogen die jammernnden Weiber und Kinder durch die zerstörte Heimat. Zur Seite ritten die Araber und trieben mit tausenden Nilpferdpeitschen das Menschenwild zur Eile.

Das war die Rache des Zauberers.

4. Jumbos Plan.

„Seltsam“, flüsterte Jumbo seinem Bruder Kiringo zu, einer jungen und sehnigen Kriegergestalt, „schon neigt sich der Mond hinter den Wäldern, und die Sonne wird aus der Steppe aufsteigen, und noch ist keine Spur der Massai zu finden!“

„Der Weg ist weit“, entgegnete Kiringo. „Die Herden und die Schatten der Nacht haben die Schritte der Diebe gehenmt.“



Pfarrkirche für die Bewohner von Balawan. — Balawan, das westlichste Eiland der Philippinen, liegt langgestreckt und schmal in der Richtung von Nordosten nach Südwesten im Ozean gerade nördlich von Borneo. Als einziges Gebiet der Philippinen untersteht es der Kongregation der Propaganda und wird von den spanischen Augustinern betreut. Sieben von den dreizehn Millionen Bewohnern der Philippinen sind Katholiken; trotzdem kann man bei den völlig unzureichenden Seelsorgekräften und dem Vorhandensein von Millionen von Heiden und Moslim von einem wirklichen Missionsland reden.

„Ist möglich. Mich wundert nur, daß in dieser Nacht die Kinder das Brüllen gelernt haben, sonst hätte man sie schon längst hören müssen. Weißt du, Kiringo, ich traue dem Zauberer nicht. Sein Benehmen gestern abend war zu verdächtig. Ich wollte, wir wären im Dorf geblieben. Doch, da sind wir an der Lichtung, wo wir den Morgen erwarten wollen.“

Die beiden traten zur Seite und ließen die endlosen Reihen der schweigenden Krieger an sich vorüberziehen.

„Hast du Muango unter den Kriegern nicht gesehen?“ fragte Jumbo.

„Nein, auch Mariachu vermissen ich. Er schien am Abend sehr müde. Wahrscheinlich ist er und der Zauberer mit einer Abteilung Krieger zurückgeblieben und wird bald nachkommen.“

Die Lichtung lag auf einer Berghöhe und bot bei Tage eine prachtvolle Fernsicht in die Steppe und rückwärts hinauf auf den Kibo. Drunten am Fuße des Berges rauschte der Huma. Nur an dieser Stelle führte eine für Herden gangbare Furt durch den Fluß. Man fand weder Spuren von Menschen noch von Tieren, ein Zeichen, daß die Massai von ihrem Raubzug noch nicht zurück waren. Um aber ganz sicher zu sein, schickte Jumbo seinen Bruder mit einigen Kriegern ins Tal hinunter. Sie sollten das Lager der Massai an dem Zusammenfluß des Huma und Mue auskundschaften und sich nach den Räubern umsehen, ob sie vielleicht auf einem anderen Wege ins Lager zurückgekehrt seien.

Eine andere Abteilung Krieger, seine besten und gewandtesten Leute, hatte Jumbo gleich nach dem Ausmarsch aus der Boma vorausgeschickt. Sie sollten im Eilmarsch bis zum Huma gehen und dann an beiden Ufern in breiter Front den Fluß hinauf den Feinden entgegenziehen.

„Die Massai werden die Hauptmacht ihrer Krieger in der Nachhut haben“, dachte Jumbo, „weil sie eher eine Verfolgung erwarten müssen als eine Überrumpelung von vorne. Mit der schwächeren Vorhut werden meine Krieger schon fertig werden. Und bis die Nachhut in der Dunkelheit auf dem Kampfplatz ist, werde ich mit meinem ganzen Heere zur Stelle sein.“



Missionsschweftern zu Pferd in den Wäldern Kolumbiens. — Eine Gruppe Karmeliterinnen veranstaltet eine Neugründung in den Missionen von Uraba in Kolumbia (Südamerika). Bei der zerstreut lebenden Bevölkerung stehen in Kolumbia der Missionierung besondere Schwierigkeiten im Weg. Bei einer Katholikenzahl von 8.000.000 gibt es immer noch 500.000 Einwohner, darunter 60.000 halbwilde Indianer, die der Befehung harren. Zum Glück hat das gut katholische Land zahlreiche Missionsträfte zur Verfügung.

Die Nachtstunden gingen vorüber. Schon zeigte sich fern am Horizont der Rand der Sonnenscheibe. Fumbos Augen suchten die weite Steppe ab. Von den Massai keine Spur!

„Sieht Fumbo dort die lange Schlange, die sich durch die Ebene schlängelt?“ fragte ein Krieger und deutete mit der Hand auf einen schmalen Streifen, der sich langsam gegen Süden bewegte.

„Es wird eine Karawane sein, welche die kühlen Morgenstunden zum Marsche ausnutzt“, entgegnete der Häuptling, auf seine Lanze gestützt. „Aber Fumbos Auge sieht kein Vieh bei ihnen. Es werden also keine Massai sein!“

Muango war immer noch nicht auf der Dichtung eingetroffen, und Fumbos Argwohn wuchs mit jedem Augenblick.

„Häuptling, schau! Da oben! Rauch!“

schwirrten mit einem Male hundert Stimmen durcheinander.

Ein leichter Wind hatte die Morgenmehel, die aus den feuchtkühlen Wäldern und Schluchten des Kilimandscharo aufstiegen, verweht. Klar hob sich die leuchtende Kuppe des Kibo und sein dunkler Gebatter, der Kima-Wenje, von dem blauen Morgenhimmel ab.

Fumbo runzelte die Stirn. Was bedeutete das? Zahllose Rauchsäulen stiegen fast lotrecht in die Höhe. Lag dort nicht Kilema? Eine seltsame Unruhe besiel ihn, und ein geheimnisvolles Etwas schnürte ihm die Kehle zu.

Da stürzte Kiringo mit seinen Kriegern auf die Dichtung: „Weit und breit ist kein Lager und nicht eine einzige Spur von Massai zu sehen. Aber da oben in Kilema steigt Rauch auf.“

Die Leute hatten noch nicht ausgerebet, da kam ein kleiner Trupp Schwarzer an und rief schon von weitem: „Muango geflohen! Auch Marischu ist fort!“

„Und ihr?“ fragte Fumbo hastig.

„Wir vermifften ihn plötzlich und auch Maliombo, der ihn bewachte. Wir kehrten um und fanden im Gebüsch Maliombos Leiche. Muango war fort.“

„Krieger“, rief da Fumbo mit bebender Stimme über die Lichtung, „Männer von Kilema! Ihr seht den Rauch! Der kündigt nichts Gutes. Muanga hat uns betrogen. Der Meineidige hat den Nungu belogen und eure Hütten in Brand gesteckt!“

Ein Wutgeheul ließ die Luft erzittern.

Eilends brachen alle auf, heim nach Kilema. Unterwegs trafen auch die Krieger ein, die Fumbo den Huna hinauf geschickt hatte. Auch sie konnten keine Massaispuren entdecken, fanden aber die Leiche Marischus mit durchschnittener Kehle. Die Kopfbinde, die ihm Muanga angelegt hatte, war beim Niederfallen abgestreift. Wohl fand sich in den Haaren geronnenes Blut, aber keine Wunde konnte festgestellt werden. Jetzt war es klar: Muanga hatte ein Schandtat vollbracht und den lästigen Mitwisser ermordet. Jetzt verstand Fumbo auch, warum der Zauberer so verdächtig eifertig den Kopf seines Sklaven verbunden hatte.

Eregung und Erbitterung, quälende Unruhe und bange Erwartung, daß sich in

Kilema das düstere Geheimnis enthüllen werde, spornte die Leute an. Alle Müdigkeit von den Strapazen der vergangenen Nacht war vergessen. In wilder Hast stürmten sie voran.

* * *

Fumbo erhob sich von der Leiche seiner Gattin.

Gesunken Hauptes umstanden den Häuptling die Krieger. Auch sie hatten das Liebste verloren.

Kein Haß, kein Stolz, unsagbares Weh lag in den tränenzitternden Augen des Häuptlings. Die Gattin tot. Erschlagen von Mörderhand. Und seine Kinder, Daringo, Dessalo, sein Sonnenvögelchen, entführt von Sklavenjägern. So hatten es ihm die wenigen Weiber und Männer erzählt, die dem Blutbade entgangen waren.

Kiringo faßte des Bruders Hand: „Bruder, laß uns den Arabern nachsetzen und die Kinder retten!“

„Ja, ja! Wangi, Wangi!“ rief man von allen Seiten.

Fumbo schüttelte traurig den Kopf. Dann stieg er auf eine kleine Anhöhe und winkte Schweigen.

„Männer! Groß ist das Leid von Kilema. Die Hütten sind Asche. Die Frauen und Kinder sind Leichen und Sklaven. Wohl sind unsere Füße schnell und stark unsere Arme. Aber verfolgen können wir die Araber nicht.“



In einer indischen Missionschule. — Einheimische indische Franziskanerinnen leiten die Schule in der katholischen Ortshafst Maryabad (Diözese Lahore, Indien). In Lahore hat die Kirche unter den „Churas“ besondere Fortschritte gemacht. Diese stehen außerhalb der Kasten und werden auch „heruntergelegte Klasse“ genannt. 1.200.000 ihrer Art befinden sich in der Diözese zerstreut über 40.000 Städte und Dörfer.

„Wehe, wehe!“

„Nein, wir können nicht. Feindliches Land trennt uns von ihnen. Ostwärts sind sie gezogen über den Lumi. Wie wird man dort gejubelt haben, als man unsere Frauen und Kinder sich unter der Peitsche der Araber krümmen sah!“

„Wehe, wehe! O Rua, o Mutter!“

„Männer, Brüder! Wir können ihnen nicht nach. Wir dürfen unser Land nicht noch einmal von Kriegern entblößen. Auch werden die Leute am Lumi uns den Durchgang verwehren.“

„O Rua, o Mutter! Wehe, wehe!“

„Nein, ihr Brüder! Der Nachbar wird euch neue Frauen geben und — Fumbo einen neuen Häuptling.“

„O Mutter, was ist das? Einen neuen Häuptling?“

„Ja, ihr Männer! Kiringo soll eurer Häuptling sein!“

„O Rua, welche Kunde!“

„Brüder, seht den Kibo dort oben, er hat noch seinen Kima-Wenße. Aber Fumbo hat keine Gattin mehr. Seine Kinder sind entführt als Sklaven. Und darum muß Fumbo zur Küste gehen auf den Spuren seines Ur-ahnen Kongoma aus dem Geschlechte der Bakilindi, den einst vom großen Meer der Pangani-Fluß landeinwärts trug, rückwärtslaufend, weil er es befohl. Lebt wohl! Fumbo hat gesprochen!“

(Fortsetzung folgt.)



Maria Josepha Nguyen thi Hang, die Tochter des Tong Duc, Gouverneur der Provinz Hai Duong (Tonking) erhielt am verfloßenen 8. Dezember das Kleid der Karmeliterinnen zu Hanoi. Mit seinem 5 Karmeliterlöstern steht Hinterindien an der Spitze und hat mehr Klöster mit strenger Klausur als ein anderes Land Asiens. |

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

21. Leuchtender Glaube.

Comboni hat die von allen aufgegebenen Sudanmission wieder zum Leben erweckt und deren künftige Entwicklung durch seine Veroneser Gründungen sichergestellt. So hoch auch diese missionarischen Verdienste zu werten sind, so beruht in ihnen doch keineswegs die eigentliche Größe unseres Helben. Von entscheidender Bedeutung ist die geistige Haltung, die seinem Wirken den Auftrieb verlieh. Schon die Tatsache, daß er sein ganzes Leben unentwegt und unbeirrt einer so riesig schweren, allgemein abschreckenden Aufgabe widmete, beweist zur

Genüge, daß er sich nicht von irdischen Beweggründen leiten ließ, sondern vom Geiste des Glaubens, jenes siegreichen Glaubens, der die Welt überwindet. Aus seinen vielen, oft umfangreichen Briefen spricht eine tiefreligiöse Gesinnung, eine in lebendigstem Glauben wurzelnde Verstandes- und Willensrichtung. Nur ein von der Gnade geweitetes Herz konnte trotz zahlreicher Mißerfolge die unglücklichen Söhne Chams mit solch opferbereiter, nie versiegender Liebe umfassen. Hervorragende Männer, die Combonis Tätigkeit vorurteilslos prüften, gewannen die Überzeugung, daß heilige, übernatürliche Kräfte sein mühseliges Apostolat trugen und stützten. Der Bischof und



Alle die wackeren Missions-schwester, die so segensreich unter den Indianern Chiles wirken, wie es unser Bild im Ausschnitt zeigt, sind durch die tirchen- und missionsfeindlichen Dekrete der chilenischen Kommunisten gefährdet. Von den zwei Missionsgebieten, die dort unter der Propaganda stehen, interessiert uns vor allem das Vikariat Araucanien, wo fast 40 bayrische Kapuziner-Missionäre und 80 Missionschwester, von denen auch die überwiegende Mehrzahl Deutsche sind, eine blühende Mission von mehr als 2 Millionen Seelen betreuen.

Spätere Kardinal Massaja schrieb ihm einmal: „Wissen Sie, daß ich Sie nicht wegen Ihrer schönen Erscheinung liebe, sondern wegen Ihres großmütigen, von der Gottesliebe verzehrten Herzens.“

Die tiefe Religiosität, die schon dem Kinde Comboni eigen war, hatte sich mit den Jahren immer schöner und kräftiger entwickelt. Nach Empfang der höheren Weihen war es vor allem das Brevier, das in seiner Seele die Blut der Andacht nährte. Deshalb unterließ er selbst auf den mühevollen Wüstenreisen nur dann das Abbeten der Tagzeiten, wenn eine wirkliche Unmöglichkeit vorlag. Am 21. März 1878 betete er nach einem 17stündigen Ritt in der Tropensonne am Abend beim Schein einer Kerze noch das ganze Offizium. Beim Breviergebet wollte er auch ebenso wenig gestört werden wie bei der Danksgiving nach der heiligen Messe, die er zuweilen bis auf eine Stunde ausdehnte. Seine bevorzugten Andachten waren jene zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Gottesmutter und zum hl. Josef. Jede Unternehmung überlegte er zuerst im Gebete.

Der Besuch der heiligen Stätten Palästinas löste in seiner Seele die zartesten Empfindungen der Hingabe an den göttlichen Erlöser aus. Zwei Nächte verbrachte er wachend und betend im Grabesdom zu Jerusalem und eine Nacht in der Geburtskirche zu Bethlehern. In einem Briefe an seine Angehörigen schreibt er: „Als ich an dem Orte der Kreuzigung stand, mußte ich heftig weinen und mich ein wenig entfernen. Dann küßte ich mehrmals die geweihte Stelle, indem ich zu mir sagte: Das ist der Ort, wo Tod und Hölle unterlagen, wo das große Opfer vollzogen und ich erlöst wurde“ . . .“

Von ganzer Seele verabscheute er die liberale Geistesrichtung, die zu jener Zeit in Italien herrschte, so daß er mehrmals wegen seiner kindlichen Unhänglichkeit an den Statthalter Christi Anfeindungen ausgesetzt war. Im Jahre 1866

konnte er nicht von Bologna aus über Rovigo in das venezianische Gebiet einreisen, sondern war gezwungen, umzukehren und die Straße über Verona zu wählen. Mit Bezug auf dieses Vorkommnis schrieb er an Dr. Mitternugner: „Welchen Trost gewährt es doch, Verfolgungen zu leiden, weil man Papist ist! Diese Freude entschädigt für jedes Mißvergnügen.“ Während er im Jahre 1868 zu Kairo weilte, erhielt er die Nachricht, daß er von der piemontesischen Regierung, die sich damals gerade anschickte, dem Papste den Kirchenstaat wegzunehmen, mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden sei. Am 4. Juni schrieb ihm Kardinal Barnabo, diese königliche Auszeichnung müsse zurückgewiesen werden. Einer solchen Mahnung hat es bei dem Ausern nicht bedurft. Denn schon am 25. Mai konnte er dem Kardinalpräselten mitteilen, er habe das Diplom dem italienischen Konsul in Kairo zugestellt. Der Brief des Dieners Gottes und das Schreiben des Kardinals hatten sich gekreuzt. Gleichzeitig veröffentlichte er in der Zeitung „Unità Cattolica“ eine Huldigungsadresse an den Papst, worin es heißt: „Die wahren Priester Christi müssen in diesen wirren Zeiten auf alle Weise vor den Gläubigen und der Welt die gesunden Grundsätze offen bekennen, sowohl um dem eigenen Gewissen gerecht zu werden als auch um den Gläubigen ein gutes Beispiel zu geben . . . Besser ist es, mit Dir, Heiliger Vater, zu leiden, als sich mit der Welt zu freuen. Mit Dir Kreuz und Trübsal zu erdulden, ist tausendmal schöner und süßer als jede weltliche Auszeichnung und irdische Günst . . .“ Ein so feierliches und öffentliches Bekenntnis der Treue zu dem damals von Feinden umringten Oberhaupt der Kirche ist um so höher zu werten, als selbst ein Teil des Klerus der liberalen Geistesrichtung Rechnung trug. Zu gleicher Zeit, wo Comboni die Ordensauszeichnung zurückwies, nahm einer seiner ehemaligen Missionsgefährten sie dankend an.

Es entspricht ganz der inneren Überzeugung des

Unsern, daß er Anordnungen und Erlässe des Heiligen Stuhles, die ihn und sein Werk betrafen, mit vorbildlicher Genauigkeit, ja fast Angstlichkeit ausführte. „Ich habe“, sagte er, „meinen Willen, mein Leben und meine Person dem Heiligen Stuhl verkauft, das heißt, dem Papste, dem Kardinalpräfecten und deren Vertretern. Mein Streben zielt dahin, unter ihrer weisen Führung zu arbeiten, und ich möchte sagen, auch blind zu arbeiten. Wenn ich die ganze Welt betahren könnte, würde ich darauf verzichten, falls es gegen den Willen und die Autorität des Apostolischen Stuhles geschehen sollte.“ Daher freute er sich auch, wenn in einer ihn berührenden Angelegenheit die Entscheidung des Heiligen Stuhles angerufen wurde; denn er sah im Papsttum „die von der Vorsehung geschaffene Dase, wo die Wahrheit und die Gerechtigkeit eine Zuflucht finden“. Diese Liebe zum Statthalter Christi hat ihm aber nicht nur manche Verfolgungen eingetragen, sondern einmal auch das Leben gerettet.

Es war im Herbst 1860. Unser Missionär weilte in seiner Heimat Limone. Von dort mußte er eines Tages nach Verona oder anderswohin reisen. Er wollte dazu das

von Riva kommende Dampfsboot benützen. Kaum hatte er das Schiff betreten, so merkte er, daß er sich in einer papstfeindlichen Gesellschaft befand. Die Reisenden trugen meingefüllte Korblaschen und Eßkörbe bei sich und gaben an, es gelte, die Besitzergreifung der päpstlichen Stadt Ancona durch die italienischen Truppen festlich zu begehen. Wie von einer höheren Macht erleuchtet, sprach Comboni zu sich selbst: „Darf ich mit Leuten reisen, die die Beraubung des Heiligen Stuhles zu feiern gedenken? Jeder, der mich sieht, muß den Eindruck gewinnen: dieser katholische Priester und Missionär steht auf seiten der Kirchen- und Papstfeinde. Das darf niemals geschehen.“ Und sogleich verließ er das Schiff, das seine Fahrt fortsetzte. Als es die Mitte des Gardasees erreicht hatte, erfolgte plötzlich eine Explosion des Kessels. Unmittelbar darauf begann es zu sinken, und 44 Personen fanden ihr Grab



Nur eine von den vielen gewerblichen Missionsschulen von Indien und der ganzen Welt wird hier gezeigt: junge Inderinnen werden in der Kunst der Spitzklöppelei unterrichtet. Kürzlich wurde in Bombay eine katholische Kunst- und Gewerbeausstellung abgehalten. Wenn der erste Zweck der Ausstellung war, Absatzgebiete für die Erzeugnisse der Missionen zu finden, so sollte doch auch dem Publikum vor Augen geführt werden, wie die Katholiken mitarbeiten an dem allgemeinen Fortschritt des Landes und durchaus nicht ihrer Nation entfremdet werden.



Wir haben hier eine Webstube in der Missionschule von Mendez y Gualaquiza (Ecuador) vor uns. Sie wird von Salesianerschwestern, die sich nach der Muttergottes von der immernähenden Hilfe benehmen, geleitet. Die Mädchen sind aus dem Stamm der Jivaros, die bis in die jüngste Zeit als wilde Krieger und Kopfsäger galten. Die Salesianer haben sie großenteils gezähmt und die Katholiken haben bereits das achte Tausend erreicht. „Die Jivaros“, schreibt ein Missionär, „legen ihre Drißschaften jetzt immer in unserer Nähe an. Sie bitten um Schulen und religiöse Unterweisung ihrer Kinder.“

in den Wellen. Ein Denkmal am Strand von Limone erinnert noch heute an das furchtbare Geschehnis.

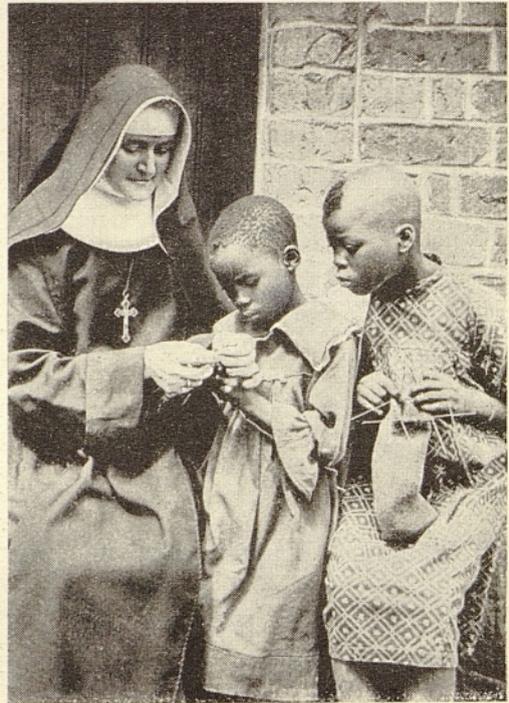
Comboni lebte aus dem Glauben. Oft vernahm man aus seinem Munde die Worte: „Alles für dich, o Herr! Alles für die Befehung der Neger.“ In einem seiner Briefe heißt es: „Wir arbeiten für Gott; deshalb stellen wir alles ihm anheim. Unser Wert gründet sich auf den Glauben. Nicht viele, auch unter den Gutgesinnten, verstehen diese Sprache; die Heiligen jedoch verstanden sie; und die allein sollen uns als Vorbild dienen.“ Als er im Jahre 1865 in Paris die Nachricht empfing, daß er aus dem Institut Mazza ausgeschlossen worden sei, schrieb er an seinen Freund Bricolo einen Brief, in dem sich die Gesinnung eines Heiligen offenbart: „Der Umstand, daß ich trotz meines noch nicht vorgerückten Alters zur Abwicklung heikler Geschäfte viel reifen muß, liefert ungeliebten einen willkommenen Grund, Anschuldigungen gegen mich zu erheben, ohne daß mir die Möglichkeit gegeben ist, mich zu verteidigen. Allein Gott, der Zeuge meines Geistes, Willens und Herzens, wird meine Rechtfertigung übernehmen oder mir die nötige Leidenskraft schenken. . . . Daher umfange ich seinen Ratichluß und schweige. Ich werfe mich in die Arme der Vorsehung und opfere mich Jesus, dem Gekreuzigten, und Maria, der Königin der Märtyrer, auf. Auf ihre heiligsten Herzen setze ich meine ganze Hoffnung; sie haben für die Gerechten und Sünder gelitten; sie werden auch für mich liebevollste Sorge tragen. Ich aber werde eine lebhafteste Erkenntlichkeit für jene an den Tag legen, die mich verfolgen, und für sie alle beten. Es ist schon ein gutes Vorzeichen, wenn Gott zuläßt, daß man in dieser Welt viel leidet; denn um so weniger braucht man in der andern zu leiden. Stürme stärken. Vielleicht will Gott, daß ich wegen meiner Missionspläne Leiden

erdulde, um desto fester gegen die Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich deren Ausführung entgegenstellen. Sollte aber Gott die Bewirklichung meiner Absichten nicht wollen, so werde ich doch Trübsal und Erniedrigung als Sühne für meine Schuld annehmen. Möge Gottes Wille jederzeit und in allem geschehen. Stets will ich ihn darum preisen. . . .“

Im folgenden Jahre stand Comboni mit seinen Afrikaplänen tatsächlich ganz allein. Das Institut Mazza lehnte nach dem Tode seines Gründers jede Missionstätigkeit ab. Der seraphische Orden zog sich nach schweren Verlusten vom Sudan zurück. Der Missionsversuch des heiligmäßigen P. Ludwig da Caforia mißglückte gleichfalls. Niemand zeigte mehr Lust, für die Nilmissionen einen Finger zu rühren. Und dennoch gibt der Unferne seine Pläne nicht auf; er geht entschlossen ans Werk und verucht die Gründung eines neuen Instituts zur Rettung Afrikas. Nichts kann er sein eigen nennen als die innerste Überzeugung, daß er nach Gottes Willen für Afrikas Wiebergeburt arbeiten müsse. „Ich habe“, schreibt er 1867 an Canossa, „ein unzerstörbares Gottvertrauen. Für Gott allein will ich arbeiten, leiden, sterben. Die Fehlschläge, Schwierigkeiten, Kreuze bezeugen, daß unsere Unternehmung Gottes Wert ist. Das Senfkörnlein wird unter Disteln und Dornen empowachsen, weil der himmlische Gärtner es pflegt und schützt.“ Hinsichtlich der zeitlichen Mittel setzte er sein volles Vertrauen auf den heiligen Josef und meinte: „Der hl. Josef hat einen klaren Kopf, ein gutes Herz, eine geschickte Hand; er macht niemals Pleite. Er ist ein Edelmann und das Vorbild eines gerechten Bewalters.“ Beim Abschied von einigen seiner Schwestern, die in die Mission reisen sollten, sagte er scherzend: „Ich habe euch mein ganzes Geld gegeben. Nun muß ich wieder hingehen und den hl. Josef am Barte nehmen.“ An Sempianti schrieb er: „Wenn Sie sich Ihrer selbst entäußert haben, so müssen

Sie im Vertrauen auf Gott stets ruhig bleiben; denn Sie sind nur dessen Werkzeug und Hanswurst. Und wenn Sie auch blindlings Schläge erhalten, so harren Sie nur getrost aus! Wir haben jetzt einen furchtbaren Kampf gegen den bösen Feind zu bestehen, der wohl merkt, daß er bald aus Afrika abziehen muß. . . Das Gottvertrauen! Wie selten findet man es auch bei frommen Seelen! Sie reden zwar vom Vertrauen, stellt sie aber Gott auf die Leidensprobe, so wird ihr Mangel an Vertrauen offenkundig. Man kennt oben den Hailand zu wenig, und darum liebt man ihn auch zu wenig. Würde man Jesus Christus wahrhaft kennen und lieben, so wäre man imstande, Berge zu versetzen. Ich schreibe Ihnen dieses, um Sie zu einem bedingungslosen Vertrauen auf Gott, die Madonna und den hl. Josef aufzumunteren. . ."

Der unzerstörbare Glaube an die Hilfe von oben hielt indessen Comboni nicht davon ab, unverdrossen neue Wege zu suchen und neue Mittel zu ersinnen, um die finanzielle Grundlage seiner Werke zu festigen, als ob deren Existenz von seiner Tätigkeit allein abhinge. Deshalb durchwanderte er als Bettler für Christus ganz Europa, deshalb unternahm er sich allen mit den Werbe- und Sammelreisen verbundenen Mühen und Demütigungen, indem er auch in dieser Tätigkeit einen Teil seines Apostolates erblickte. In der Mission ging sein Streben dahin, durch Errichtung von Werkstätten und Anlegung von Ueberbaufolonien den Unterhalt der Neubekehrten sicherzustellen. Auch bei den leidvollsten Anlässen erfuhr sein Gottvertrauen keine Einbuße. Wurde ihm der Tod eines Missionärs oder einer Schwester gemeldet, so pflegte er, die Augen zum Himmel erhebend, zu sprechen: „Gottes Wille geschehe! Der Herr wird andere senden; er kann alles. Mut! Beten wir!“ In harten Prüfungen tröstete er sich mit dem Gedanken an den Himmel. Wenn er vom ewigen Leben sprach, verriet sein flammendes Antlitz die innere Freude seiner Seele. Einen Monat vor seinem Tode schrieb er seinem Vater zu dessen Geburtstag:



Missionszöglinge von Mariannahill in Süd-Afrika beim Strickunterricht.

„Heute habe ich für dich die heilige Messe gelesen; aber weber für dich noch für mich bete ich um ein längeres Leben. Wozu sollen wir auch in diesem Lande der Sünde und der schlimmen Zeiten uns viele Jahre wünschen?“ Das klang wie ein Echo des Apostelwortes: „Ich verlange aufgelöst und bei Christus zu sein.“ (Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Rom. (Weihe einheimischer Bischöfe.) Aus Anlaß und in Verbindung mit dem Jubeljahr wird sich am kommenden Dreifaltigkeitssonntag, dem 11. Juni dieses Jahres, im Petersdom eine ergreifende Feier abspielen. Der Papst will persönlich 5 Mitgliedern des einheimischen Missionsklerus aus drei verschiedenen Nationen des fernen Ostens die Bischofsweihe erteilen.

Drei der Ausgewählten sind Angehörige des Reiches der Mitte: zu ihnen gehören Msgr. Joseph Fan, der neue Apostol. Vikar von Tsining (in der Provinz Shansi), Msgr. Matthäus Ly, ernannter Apostolischer Vikar von Yachow (in der Provinz Szechwan) und Msgr. Joseph Ts'oei, der neue Apostolische

Vikar von Jungnien (in der Provinz Hopei), sämtliche Chinesen. Der zum Koadjutor des Erzbischofs von Berapoly (südl. Vorderindien) ernannte Msgr. Joseph Attipetty ist Inder und der zum Koadjutor des Apostolischen Vikars von Phat-Diem (Hinterindien) ausersehene Msgr. Johannes B. Tong Annamite.

Asien. Merkwürdige Rettung (Ringpo). — Der chinesische Küstendampfer „Hsin-Ming-Tai“, der den Dienst zwischen Ringpo und Haimen versah, ist am 13. Jänner eine Stunde vor der Mündung des Jong bei Ringpo mit Mann und Maus untergegangen.

Am 13. Jänner sollte er in Ringpo ein-

treffen. Die ursprüngliche Annahme, er sei von Piraten aufgegriffen worden, wich bald der traurigen Gewißheit von dem entsetzlichen Unglück, wie es seit Menschengedenken an der Küste von Chekiang nicht erlebt wurde. Der „Hsin-Ming-Tai“ hatte eine Besatzung von 140 Mann und über 300 Passagiere an Bord, darunter zwei protestantische Missionäre. Der Hergang des Unglückes selbst wird wohl immer im Dunkeln bleiben. Das schon alte Schiff hatte eine außerordentlich hohe Ladung Orangen und Reis. Am Tage selbst wütete in der Gegend ein heftiger Schneesturm.

Vor Jahresfrist war der Dampfer von Seeräubern angehalten worden. An Bord befand sich ein Priester des Apostolischen Vikariates Taichow. Nur durch die Geistesgegenwart eines katholischen Matrosen, der ihn unter alten Decken versteckte, entging der Priester der Gefangennahme als Geisel. Dieser gleiche Matrose verdankt jetzt seine Rettung dem Umstand, daß er zwei Stunden vor dem Schiffbruch in Tingshai die Fahrt unterbrach und ans Land ging.

Ein indischer Priester taufte am Weihetag seine Eltern (Bizagapatam). Der jüngst in Patibanda neu-geweihte Priester der Diözese Bizagapatam, Hochw. P. Joseph, durfte an seinem Weihetag seine Eltern taufen. Sie empfingen am darauffolgenden Tag, dem Primiztag, die erste heilige Kommunion aus den Händen ihres geistlichen Sohnes. Der junge Jnder war Heide bis zu seinem 14. Jahre.

In einer katholischen Schule erzogen, reifte in ihm der Gedanke, Christ zu werden. Die Eltern weigerten sich zunächst, ihre Zustimmung zu geben. So verließ der Sohn das Haus, studierte zuerst in Bizagapatam und schließlich am St.-Pauls-Seminar in Trichinopoly. Während seines dortigen Aufenthaltes vollzog sich eine Sinnesänderung bei den Eltern. Sie machten sich selbst an das Studium der katholischen Religion; mit welchem Erfolg, haben wir bereits gesehen. Der Neupriester hatte das Glück, außer den Eltern noch eine Anzahl Verwandter in die Kirche aufzunehmen zu können.

Afrika. Elefant als Gegenstand des Aberglaubens. Meru (Kenia, Afrika). — Ganz selten sucht ein Elefant

menschliche Ansiedelungen auf. Tut er es doch, so gibt das den Eingeborenen reichlich Stoff zu legendenhaften und abergläubischen Vorstellungen.

Eine Viertelstunde von der Mission entfernt, war ein Elefant eingebrochen und tat sich gütlich in den Bananenpflanzungen, in den Hirse- und Kartoffelfeldern. In der Nacht begab er sich auf das Gut eines Alten, der in der Frühe bei dem Geräusch glaubte, es handle sich wie gewöhnlich um Wildschweine, und mit Lanze und Schild herbeieilte. Das Tier fiel ihn an, warf ihn mit dem Rüssel zu Boden, schlug ihm mit einem Stoßzahn den Bauch auf und zerstampfte ihn mit den Füßen. Das Ungetüm nahm nun seinen Bananenschmaus wieder auf, um schließlich völlig gesättigt zu Füßen eines heiligen Baumes der Ruhe zu pflegen. Geheul, Pfeifen und Geschrei der herbeieilenden Neger störten es nicht. Dabei durfte niemand es wagen, den Elefanten zu erlegen. War er doch ein Menschenmörder, und der erste, der ihn berührte, wäre nach dem Glauben der Eingeborenen mitschuldig des Verbrechens und unrein gewesen. Zudem konnte ohne Erlaubnis des Regierungsvertreters kein Elefant getötet werden. Man schickte also zum Fort. Kurz darauf fracht der Karabiner des Weißen, der Dickhäuter stürzt mit zerschmettertem Gehirn zusammen.

Doch die Verlegenheit nimmt jetzt erst recht ihren Anfang. Die Alten und Familienväter halten Rat: Ein alter, häßlicher Elefant wie dieser bedeutet Unglück. Sucht ein solches Tier eine menschliche Behausung auf, so bringt das ein schlechtes Jahr. Die Tötung eines Menschen in früher Morgenstunde prophezeit weiteres Unglück. Daß die Bestie unter einem heiligen Baum erlegt wurde, daß sie auf die linke Seite fiel, lauter schlimme Zeichen! Und für jedes dieser schlimmen Vorzeichen müsse ein Hammel geopfert werden, erklärten sie feierlich. Nur so könne das Unheil abgewendet werden. — Aber ein philosophisch veranlagter guter Alter meinte zum Missionär: „Noch zwei Elefanten, die unter solchen Umständen ihr Leben lassen, — und das Geschlecht der Hammel stirbt aus.“

Schweizer Missionsflugzeug (East London, Südafrika). — Am 25. Fe-

Prinz Leopold von Belgien und Prinzessin Astrid werden im Augenblick auf die Platte gebannt, da sie sich inmitten einer prächtigen Gruppe kleiner Schwarzer auf der Pflanzung der Scheuter-Missionäre in der Nähe der Kongomündung befinden. Der Prinz tritt in die Fußstapfen seines Vaters. In seinem Bestreben, die Entwicklung der Landwirtschaft zu fördern, hat er überall die Missionäre ausgefragt und ganze Stunden mit ihnen verbracht. Die belgische Regierung hält große Stücke auf die Missionäre, und diese finden als Seelsorger, Erzieher, Ärzte und Apostel der Liebe, einen starken Rückhalt an der Regierung.



bruar traf hier das neue Flugzeug ein, das die Katholiken der Schweiz den Missionären der Apostolischen Präfektur Gariep zum Geschenk machten. Ein Missionsbruder, Flieger im Weltkrieg, wird die Bedienung übernehmen. Er gehört wie die übrigen Missionäre der deutschen Ordensprovinz der Priester vom Hl. Herzen Jesu (Sitz Düsseldorf) an. Bei der gewaltigen Ausdehnung der Präfektur — 100.000 Quadratkilometer — und der günstigen Bodenbeschaffenheit wird der Apparat ausgezeichnete Dienste leisten. So ist auch der schnelle Transport der Ärzte von einem der drei Hospitäler zum andern behufs Vornahme schwieriger Operationen vorgesehen.

Amerika. Kardinal Villeneuve, ein Missionskardinal. — Unter den jüngst ernannten fünf Kardinalen befindet sich auch der Erzbischof von Quebec. Der Papst hat damit zugleich einen großen Missionsorden ausgezeichnet, die Gesellschaft

der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis. Im Jahre 1816 zu Aix in der Provence von Mgr. De Mazenod ins Leben gerufen, hat der Oblatenorden heute nach 117jährigem Bestehen 4555 Mitglieder. Von diesen arbeiten 850 an der Ausbreitung des Evangeliums in Nordkanada, in Südamerika, Südafrika und auf der Insel Ceylon in 14 Missionsprengeln, die in Abhängigkeit von der Propaganda stehen.

Kardinal Villeneuve ist mit ganzem Herzen Missionär, ohne je in eigentlichem Missionsland gewesen zu sein. Er stand bis zu seiner Bischofsweihe als Direktor und Superior dem Scholastikat von Ottawa vor, aus dem schon viele Missionäre hervorgegangen sind. Er betrachtete es als seine vornehmste Aufgabe, den apostolischen Geist in den jungen Leuten großzuziehen. Die ersten Anfänge im heutigen Apostolischen Vikariat Hudson Bay gehen auf seine Anregung zurück. Er schickte dem Eskimobischof Turque-

til die ersten Mitarbeiter und Helfer, bot dem greisen Missionsbischof in seinem Schloßkastat stets mit der Gastfreundschaft die Möglichkeit, die jungen Leute durch die Erzählung seiner Reisen und Mühen im Esimoland zu begeistern. P. Rodriguez Villeneuve war es auch, der die Aufmerksamkeit der kanadischen Ordensprovinz auf die blühenden Missionen des Basutolandes lenkte.

Er betrieb die nötigen Vorarbeiten, verhandelte mit den kirchlichen Behörden, und wählte schließlich die ersten für Südafrika bestimmten Kräfte aus. Ja, als 1924 die erste Karawane kanadischer Oblaten nach dem Basutoland abging, wünschte er als einfacher Missionär daran teilnehmen zu dürfen. Die Vorsehung hatte ihn jedoch zu etwas anderem bestimmt.

Die Hottentotten.*

Von Br. August Gagol.

(Schluß.)

Verschiedene Stämme boten ihre Mithilfe gegen den verhassten Gonnema an und wurden von den Europäern als Verbündete angenommen. Die Kotschoqua wurden eingekreist, so daß sie kaum entweichen konnten; sie mußten aber eine beträchtliche Beute an Vieh im Stiche lassen, die unter die Weißen und ihre farbigen Verbündeten verteilt wurde.

Nach diesem Verlust hielt sich Gonnema fast zwei Jahre lang in den Bergen auf. Dann stürzte er sich plötzlich auf die Hottentotten, die den Weißen geholfen hatten, tötete viele von ihnen und nahm den größten Teil ihrer Herden mit sich. Er wurde zwar von allen verfügbaren Streitkräften der Kapstadt verfolgt, erreichte aber wohlbehalten seine natürliche Bergfeste. Keinem späteren Zuge gelang es, ihn zu überraschen, da seine Späher stets auf dem Ausguck waren. Deshalb gaben die Holländer die nutzlose Sache auf und kümmerten sich nicht mehr um ihn. Nach Verlauf von vier Jahren bat Gonnema, müde des unstillen Lebens in der Bergwildnis, selbst um Frieden, der ihm gewährt wurde unter der Bedingung, daß er der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft einen jährlichen Tribut von 30 Stück Vieh zahle.

Im Jahre 1713 kam ein schreckliches Unglück über das Land. Im März brachen die Pocken unter den 570 Sklaven von Kapstadt aus, von denen fast 200 der Seuche erlagen. Von den schwarzen Sklaven wurde die

Krankheit auf die übrige Bevölkerung übertragen. Im Mai und Juni war kaum eine Familie in der Stadt, die nicht Kranke oder Tote zählte. Alle vorhandenen Bretter wurden zu Särgen verarbeitet, und im Juli mußte man anfangen, ohne Särge zu begraben. Während jener furchtbaren Monate starb etwa ein Viertel der europäischen Bevölkerung.

Die Seuche wurde auch aufs Land verschleppt. Unter den Hottentotten wütete sie am ärgsten. Ganze Dörfer starben vollständig aus. Als mit der Rückkehr des warmen Wetters die Krankheit erlosch, waren nur mehr nutzlose Reste von den Stämmen der Hessequa, Tschainouqua, Goringhaiqua, Kotschoqua und Grigriqua übrig. Mit diesem Ereignis hören die Stammesnamen in den amtlichen Aufzeichnungen auf, und die Hottentotten in der Nähe von Kapstadt hatten hinfort alle Bedeutung eingebüßt. Ihr Einfluß und ihre Macht waren gebrochen; ihre Freundschaft war nicht mehr gesucht und ihre Feindschaft nicht mehr gefürchtet.

Im Winter 1755 traten die Pocken zum zweiten Male in Kapstadt und in der Umgebung auf. In der Stadt starben 1100 Personen. Unter den Hottentotten wütete die Krankheit wieder furchtbar. Alle Stämme, mit Ausnahme der am Dranjesfluß wohnenden Korana, litten darunter, und einzelne Stämme starben ganz aus. Die Überlebenden schlossen sich unter dem allgemeinen Namen Hottentotten zusammen, und die unterscheidenden Stammesnamen verschwanden.

* Unter Benützung von G. M. Theal „South Africa“ und anderer Quellen.